

## Editorial

Die Frage, wie Gesellschaften personale Identitäten und soziale Zugehörigkeiten in Begriffen von Verwandtschaft, Herkunft und Genealogie begründen, indem sie körperliche Prozesse und Substanzen bedeutsam machen, beschäftigt Geschichtswissenschaft und Anthropologie stets von Neuem.<sup>1</sup> Motiviert ist diese anhaltende Faszination unter anderem durch die Tatsache, dass solche Deutungen zwar institutionalisiert werden – in sozialen Konventionen, in rechtlichen Regelungen, in Traditionen der Repräsentation oder in Wissenssystemen –, sich einer vollständigen Fixierung aber immer entziehen. Entsprechend sind Historikerinnen und Anthropologen nicht nur in der Auseinandersetzung mit ihren Gegenständen, sondern außerdem in ihren jeweiligen Gegenwartsgesellschaften mit Aushandlungen konfrontiert, in welchen sich nicht selten gegensätzliche Positionen gegenüberstehen und die zu intellektuell herausfordernden Paradoxa führen – wie etwa die gleichzeitige Auf- und Entwertung von DNA hinsichtlich sozialer Zugehörigkeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Einerseits wird gegenwärtig das, was heute als *die* prokreative Substanz par excellence gilt, nämlich die Keimzelle, mit Referenz auf ihren genetischen Gehalt als genealogische Substanz bedeutsam gemacht: Die Transmission der in der DNA substanzialisierten genetischen Information gilt als Kriterium, das Abkunft und Zugehörigkeit bestimmt. Prägnant kommt dies in den DNA-analytischen Vaterschaftstests zum Ausdruck, die seit einigen Jahren intensiv beworben werden als Mittel der Eruierung „wahrer“ Vaterschaft. Zunehmend bieten die auf solche Tests spezialisierten Labors auch das sogenannte *ancestry testing* an, das die verschiedenen ‚rassischen‘ Anteile am Erbgut einer Person und damit deren ethnische Zugehörigkeit respektive Abstammung zu iden-

1 Vgl. aber zu einer Relativierung der oft universalisierend vorausgesetzten und nicht zwingend gegebenen Primordialität von Körpersubstanz in diesem Zusammenhang: Olivier Allard, *La parenté en substance. La Critique de Schneider et ses effets*, in: *L'Homme. Revue française d'anthropologie*, 177/178 (2006), 437–466, 446f. Allard argumentiert mit Marilyn Strathern (*The Gender of the Gift*, 1988) und Janet Carsten (*After Kinship*, 2004), dass nicht jede Körperflüssigkeit als Zeichen einer substanzhaft gedachten Verbindung gefasst werde und sich die bedeutende Funktion der Körper nicht auf eine „Sprache der Substanz“ reduziere. So stiftet etwa in manchen gesellschaftlichen Deutungen das Enthaltensein des Ungeborenen im Körper der Frau anstelle geteilter Substanzen wie das Blut oder die Milch die Verbindung zwischen der Mutter und dem prospektiven Kind.

tifizieren verspricht. Parallel zu diesen Praktiken wird auf juristischer Ebene die genetische Abkunft im Familienrecht diverser Nationen zunehmend stärker als verhältnisbegründendes Kriterium gewichtet.<sup>2</sup> Andererseits aber erfährt dasselbe Konzept genetischer Abkunft in der Reproduktionsmedizin eine Abwertung, wird doch bei der Samen- und Eispende diejenige Begründung von Eltern- und Verwandtschaftsverhältnissen außer Kraft gesetzt, die jenseits des reproduktionsmedizinischen Kontextes zunehmend relevant gemacht wird.<sup>3</sup>

Und es ist noch komplizierter: Nicht nur zwischen diesen verschiedenen Praxisfeldern tun sich Widersprüche auf. Auch *innerhalb* dieser Felder des angewandten biologischen Wissens und der Reproduktionsmedizin sind gegenläufige Tendenzen zu verzeichnen. Zwar reifizieren *paternity testing* und *ancestry testing* die kulturellen Konzepte einer biologischen Basis von Verwandtschaft respektive einer biologischen Demarkierung von sozialer Identität. Zugleich aber unterlaufen sie den Primat „biologischer Verwandtschaft“ respektive die Fiktion „rassischer“ Einheiten: So hat das DNA-analytisch festgestellte Faktum der genetischen Vaterschaft nicht zwingend Konsequenzen für soziale Bindungen und wird in seiner Bedeutung gerade dann relativiert, wenn es angewandt wird. Und das *ancestry testing* weist genau die *métissage* menschlicher Abstammungslinien auf, die in der Behauptung der biologischen Klassifizierbarkeit sozialer Gruppen negiert wird. Im reproduktionsmedizinischen Kontext wiederum ist die Neutralisierung von genealogischen Deutungen biologischer Substanz umstritten: Neuere Gesetzesrevisionen tendieren da, wo dies nicht bereits der Fall ist, zur Aufhebung der Anonymität der Keimzellenspende.<sup>4</sup>

Diese widersprüchlichen Tendenzen der Gegenwart, denen nicht mit Schlagworten wie dem der „Biologisierung von Gesellschaft“ oder der „Pluralisierung von Elternschaft“ beizukommen ist, waren uns Anlass, Deutungen von Körpersubstanzen zum Heftthema zu machen. Insbesondere ist es uns ein Anliegen, aus einer historischen Perspektive die oft präsentistischen Darstellungen gegenwärtiger Konstellationen, die rhetorisch gerne eine kompliziert gewordene Gegenwart von einer in Eindeutigkeiten ruhenden Vergangenheit absetzen, in Frage zu stellen.

Dabei interessiert uns aber auch ein nicht aktualitätsgebundener und für die historische Arbeit symptomatischer Sachverhalt: Dass nämlich die Vielfalt von Deutungen personaler Identitäten und sozialer Zugehörigkeiten im Medium körperlicher Prozesse

---

2 Vgl. u. a. Andrea Büchler, Sag mir, wer die Eltern sind ... Konzeptionen rechtlicher Elternschaft im Spannungsfeld genetischer Gewissheit und sozialer Geborgenheit, in: Aktuelle juristische Praxis, 10 (2004), 1175–1185; Carol Smart, Family Secrets. Law and Understandings of Openness in Everyday Relationships, in: Journal of Social Policy, 38, 4 (2009), 551–567.

3 Vgl. u. a. Brigitta Hauser-Schäublin et al., Der geteilte Leib. Die kulturelle Dimension von Organtransplantation und Reproduktionsmedizin in Deutschland, Frankfurt a. M./New York 2001.

4 Vgl. Martin Richards, Genes, Genealogies and Paternity: Making Babies in the Twenty-First Century, in: John R. Spencer u. Antje de Bois-Pedain Hg., Freedom and Responsibility in Reproductive Choice, Oxford/Portland 2006, 53–72.

und Substanzen immer über das Begriffswerkzeug der historischen Analyse hinauschießt und sich den historisch und kulturell spezifischen wissenschaftlichen Kategorisierungen verschließt. In der Geschichtswissenschaft kommt dies in der Tatsache zum Ausdruck, dass die Begriffe der historischen Analyse immer selbst historisch sind und so historische Differenz (aber damit auch allfällige Kontinuität als solche) unter Umständen gar nicht in den Blick bekommen können. So ist etwa der Begriff „Reproduktion“ – sofern er auf prokreative Vorgänge im engeren und nicht im weiteren Sinn feministischer Terminologie auf einen umfassenderen Komplex der Pflege und Erneuerung zielt – einer für das 19. und 20. Jahrhundert spezifischen, nämlich auf einen biologischen Mechanismus des Fortlebens der Gattung bezogenen Konzeption der Hervorbringung neuer Menschen verhaftet. Das Besondere vorangehender Auffassungen, die etwa im Begriff der „Generation“ das kreative Moment des ‚Machens‘ neuer Menschen betont, kann er nur bedingt erfassen.<sup>5</sup>

Vor diesem Hintergrund versucht „L'Homme“ eine gegenstandsbezogene Herangehensweise: Im Zentrum steht die Geschichte der Deutungen von körperlichen als generativen Substanzen. „Generativ“ meinen wir erstens durchaus in einem auf prokreative Vorgänge – das heißt auf die Hervorbringung neuer Menschen – gedachten Sinn. Dabei geht es uns aber nicht nur um „Zeugung“ und entsprechende Theorien, ist doch die Verengung prokreativer Vorgänge auf den Moment der Zeugung selbst historisch und kulturell spezifisch, indem sie etwa die Milch und das Stillen kategorial aus dem prokreativen Prozess ausschließt. Zweitens verstehen wir „generativ“ in einem auch über das Prokreative hinausgehenden Sinne als Hervorbringung dessen, was Menschen als Personen und Angehörige von – oft imaginierten – Gemeinschaften in einer gegebenen Gesellschaft konstituiert.

So interessieren wir uns in einem thematisch weit, aber konzeptuell eng gefassten Sinn dafür, wie körperliche Substanzen in einer Weise bedeutsam gemacht werden, die Personen und deren Zugehörigkeiten sowie Gemeinschaften in Begriffen von Verwandtschaft und Abkunft hervorbringt. Vor diesem Hintergrund lässt sich nicht nur die Geschichte des Blutes oder der Milch oder des Samens ins Auge fassen, sondern es lassen sich auch aktuelle Gendiskurse mit traditionellen Säftelehren in Zusammenhang bringen. Und dabei interessieren wir uns insbesondere für ausgesprochen polyvalente

5 Vgl. zur Ablösung von „Generation“ durch „Reproduktion“ um 1800: Ludmilla Jordanova, *Interrogating the Concept of Reproduction in the Eighteenth Century*, in: Faye Ginsburg u. Rayna Rapp Hg., *Conceiving the New World Order. The Global Politics of Reproduction*, Berkeley/Los Angeles/London 1995, 369–386. Ein strukturell gleich geartetes Problem stellt sich in der Verwandtschaftsanthropologie, wenn der Vergleich zwischen verschiedenen Kulturen auf Grundlage der Annahme operiert, dass jede untersuchte Kultur über eine kulturelle Kategorie verfüge, welche der analytischen Kategorie der Untersuchung entspricht (wenn etwa nach verschieden gearteten Zeugungstheorien gefragt wird und so gar nicht in den Blick gerät, dass „Zeugung“ als primordiale Szene der Entstehung neuer Menschen selbst eine kulturell spezifische Vorstellung ist). Vgl. Allard, Parenté, wie Anm. 1.

Substanzen wie Blut, Milch oder DNA, die nicht – wie etwa der Samen – einigermaßen eindeutig und primär als prokreative Substanz verstanden sind.

Ein weiterer Schwerpunkt des vorliegenden Heftes ergibt sich aus der spezifischen Schnittstelle unterschiedlicher Forschungsfelder, an denen die ausgewählten Beiträge angesiedelt sind. Körpersubstanzen als generative Substanzen werden in ganz verschiedenen Forschungszusammenhängen untersucht, wie etwa in der Körpergeschichte, in den *kinship studies*, in der Historischen Anthropologie, in der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte etc. Vor diesem Hintergrund lassen sich auch die Konjunkturen der historiographischen Beschäftigung mit der Thematik verstehen. So tritt etwa die in den 1980er und 1990er Jahren vom Aufbruch der Frauen- und Geschlechtergeschichte geprägte körpergeschichtliche Beschäftigung mit der Thematik zurzeit etwas in den Hintergrund, während das sich gegenwärtig intensivierende Interesse der Wissenschaftsgeschichte an der Wissensgeschichte der Prokreation die Thematik neu zu beleben scheint<sup>6</sup> und in der Wissenschaftsforschung allgemein der Gendiskurs seit Jahren ein Dauerbrenner ist. Die Mehrheit der hier präsentierten Beiträge hat denn auf die eine oder andere Weise einen wissenschaftsgeschichtlichen Schwerpunkt, wobei es insbesondere um die Schnittstellen von Wissen und anderen sozialen Handlungsfeldern oder kulturellen Repräsentationsformen geht. Dass dabei nicht in allen Beiträgen ein geschlechtergeschichtlicher Fokus im Vordergrund steht, reflektiert eher diese aktuellen Verschiebungen und Konjunkturen, als dass auf die geschlechtergeschichtliche Perspektive grundsätzlich verzichtet würde.

Mit der unter anderem gemeinschaftsstiftenden Bedeutung von Blut – insbesondere des Blutes Christi – in der spätmittelalterlichen Malerei befasst sich Beate Fricke. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei der Verschränkung von theologischer Repräsentation und der Rezeption zeitgenössischen medizinischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Wissens. Dabei zeigt die Autorin, dass die Weisen des Wissens über Blut und dessen Deutung sich nicht einebnen oder auf einen Aspekt eng führen lassen. Vielmehr ist Blut in einem weitläufigen Bedeutungsraum angesiedelt, in welchem sich vielfältige Bezüge miteinander verknüpfen, wie etwa die Stiftung von Gemeinschaft mit Vorstellungen von Zeit.

Blut als Medium nicht einer religiös gefassten Gemeinschaft, sondern biologisch gedachter Abstammung und Verwandtschaft ist Gegenstand des Beitrags von Myriam Spörri. Sie zeigt, wie das Aufkommen von Vaterschaftstests im Kontext der Blutgruppenforschung während der Weimarer Republik und in der juristischen Arena der Vaterschaftsklage divergierende Konzeptionen von Elternschaft kollidieren ließ, indem einer sozial funktional gedachten Vaterschaft eine naturwissenschaftlich eruierte biologische Vaterschaft entgegengesetzt wurde. Die Autorin identifiziert entsprechende Bluttests als

---

6 Vgl. etwa das Netzwerk „Economies of Reproduction“ (<http://economies-of-reproduction.org>) oder, für den englischsprachigen Raum, den Forschungsverbund „Generation to Reproduction“ (<http://www.reproduction.groupp.cam.ac.uk>).

einen Schritt hin zur „Biologisierung“ von Vaterschaft, wie sie mit der DNA-Analyse zurzeit einen vorläufigen Höhepunkt findet.

Waren die Blutgruppen dagegen, wie Myriam Spörri weiter argumentiert, wenig geeignet, die Annahme biologisch differenter Populationen in Begriffen von „Rasse“ zu bestätigen, so betreiben die Populationsgenetik und ihre kommerziellen Vermarkter dieses Geschäft heute mit viel Verve im sogenannten *ancestry testing*. Marianne Sommer widmet sich der Konjunktur des dabei ausgesprochenen Versprechens, individuelle historische Identität und Gruppenzugehörigkeit im Begriff der Abstammung mittels der DNA-Analyse zu bestimmen. Dabei macht sie deutlich, wie im kommerziellen Angebot und der individualisierten Nutzung des *ancestry testing* ein instabiles naturwissenschaftliches Wissen sowohl auf die Spielwiese flexibler und wenig ernst gemeinter Identitätskonstruktionen als auch in die Arena politischer Konflikte um nationale und ethnische Einheiten freigesetzt wird.

Die Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ enthält Reflexionen zur Forschungslandschaft wie auch zu aktuellen gesellschaftlichen Tendenzen im Feld der Deutung von Körpersubstanzen. Konzeptuelle Überlegungen zur Thematik anhand der historischen Analogie von Blut und Milch stellt Barbara Orland an. Sie argumentiert, dass Analogien zwischen verschiedenen Körpersubstanzen Medien der Deutung von körperlichen Funktionen sind, in denen sich Körperwahrnehmung und Wissensproduktion miteinander verknüpfen. Davon ausgehend plädiert sie dafür, solche Analogien als Zugang zu einer historischen Wirklichkeit zu nutzen, in der Wissenschafts- und Erfahrungsgeschichte miteinander verbunden sind.

Sabine Strasser geht für den Fall der ländlichen Türkei der Frage nach, wie – lokal durchaus heterogene – Annahmen über Blut, Milch und Samen als generative Substanzen Geschlechterhierarchien und Ehrkonzepte begründen und damit auch Gewalt als Form der Wiederherstellung sozialer und symbolischer Ordnung legitimieren. Damit gerät, wie Strasser zeigt, eine alte kulturanthropologische Forschungsfrage in den Fokus gegenwärtiger politischer Debatten um Multikulturalismus, deren Fallstricke die Autorin in ihrem Beitrag auslotet. Sie geht bei diesen Erörterungen von lokalen Praktiken – wie etwa auch der „Milchverwandtschaft“ –, dem Koran und gegenwärtigen politischen Instrumentalisierungen in der Türkei und Europa aus. „Im Namen der Geschlechtergerechtigkeit“ wird zu einem breit einsetzbaren politischen Slogan.

Martin Richards' Kommentar zu einigen Tendenzen in der DNA-analytischen Bestimmung von Vaterschaft im heutigen britischen und US-amerikanischen Kontext reflektiert den historischen Schwerpunktbeitrag von Myriam Spörri. Dabei wird deutlich, wie das DNA-analytische *paternity testing* die bereits bei den Blutgruppentests aufgetretenen Konflikte fortschreibt. Richards argumentiert aber auch dafür, die Feststellung von Vaterschaft als „wissenschaftlicher Tatsache“ als eine unter anderen Weisen der Vaterschaftsbestimmung zu lesen.

Schließlich spiegeln wir das Schwerpunktthema auch in der Rubrik „Aus den Archiven“. In ihrem Beitrag über die Be-Deutung von „Gen“ in der Alltagssprache berichtet

Barbara Duden aus dem, was man das „Archiv der Gegenwart“ nennen könnte. Anhand zahlreicher Zitate aus Interviews legt sie dar, wie das „Gen“ in den vergangenen Jahrzehnten zu einer eigentlichen Sprache der Identität, Abstammung und auch von Krankheit geworden ist, indem popularisiertes naturwissenschaftliches Wissen auf eine eigensinnige Weise angeeignet und zur Deutung komplexer Sachverhalte verwendet wird. Solche Ablagerungen von Wissen im Alltag möchten wir hier in einem für die Rubrik unkonventionellen Sinne als „Archiv“ verstanden wissen, das Aufschluss über die Verfassung historisch spezifischer Gegenwartsgesellschaften gibt.

„L’Homme Extra“ richtet wie üblich den Blick auf andere Themen der geschlechterhistorischen Forschung, Ilse Reiter-Zatloukal und Christiane Rothländer befassen sich in ihrem Beitrag mit der Geschlechtergeschichte des Staatsbürgerschaftsentzugs aufgrund politischer Aktivität in der Stadt Wien von 1933 bis 1938. Dabei gehen sie detailliert dem komplexen Zusammenspiel von rechtlicher Ausgangssituation und geschlechterstereotypisierenden Annahmen in der behördlichen Praxis nach. Männer wurden primär wegen Flucht nach Deutschland und dort betriebener nationalsozialistischer Betätigung und „österreichfeindlichen Verhaltens“ ausgebürgert, die Situation ihrer Ehefrauen war mit zahlreichen Rechtsproblemen verbunden, wie jenen ihrer Staatsbürgerschaft, ihrer Wohnsitzfolgepflicht und der Ehescheidung.

Ein zweiter Beitrag wendet sich der Geschichte des ökonomischen Denkens zu. In einer Interpretation der Thematisierung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen im Werk von Adam Smith weist Gabriele Michalitsch einen „Maskulismus“ nach, der sich im ökonomischen Denken der auf Smith folgenden Jahrhunderte abgelagert hat und noch heute Geschlechterungleichheiten fundiert. Ihre Analyse basiert primär auf „Wealth of Nations“ und „The Theory of Moral Sentiments“ und wurde durch die seltene Thematisierung der Geschlechterverhältnisse und durch Übersetzungsproblematiken („men“) erschwert. Dennoch zeigt ein sorgfältiges Lesen Grundtendenzen der Herrschaftsverhältnisse zwischen den Geschlechtern auf.

*Caroline Arni und Edith Saurer*